

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

GENERAL WILLES POLITISCHER STANDORT

Die Untersuchungen des Historikers H. C. Röthlisberger über den politischen Standort von Ulrich Wille¹ führen nicht zu einer Neubeurteilung des Generals. Sie vertiefen und bereichern aber das Bild dieser starken, einem hohen Ethos verpflichteten Persönlichkeit, indem sie Belangen nachspüren, die nicht zu den täglichen Obliegenheiten eines Berufsoffiziers gehören. Schon aufgrund seines Rechtsstudiums brachte Wille dem ganzen Bereich der öffentlichen Aufgaben grosses Interesse entgegen. Als Instruktor und Heereinheitskommandant konnte er sich mit dem vorgefundenen Stand des Wehrwesens nicht abfinden. Zeit seines Lebens trat er als unermüdlicher Streiter für eine kriegstüchtigere Armee hervor. Dieser Kampf, den er vor allem auch publizistisch führte, zwang ihn dazu, sich mehr und mehr mit politischen Fragen auseinanderzusetzen. In Auswertung der umfangreichen Privatkorrespondenz behandelt das chronologisch gegliederte Buch namentlich drei Themenkreise: Willes Verhältnis zum Staat und zu den Parteien, seine Auffassungen zur sicherheitspolitischen Lage, die Auseinandersetzung zwischen militärischer und politischer Führung.

Verhältnis zum Staat und zu den Parteien

So wie Wille die Schwächen unseres Wehrwesens schonungslos aufdeckte,

lehnte er sich auch, der Stimme seines Gewissens folgend, gegen Mängel und Missbräuche im staatlichen Leben auf. Dabei liess er sich von den Grundsätzen der Menschenwürde, Toleranz und Achtung vor der Überzeugung Andersdenkender leiten. Er, der aus dem gehobenen Bürgertum stammte und Beziehungen zur deutschen Aristokratie unterhielt, verabscheute den Standesdünkel. Der elitäre Mensch zeichne sich durch Vornehmheit der Gesinnung aus. Der Staat sei nötig, um das Zusammenleben der Bürger zu organisieren und das gemeinsame Wohl zu fördern. Er dürfe aber die Freiheit des Individuums nicht mehr als nötig einschränken. Die Demokratie sei die beste und menschenwürdigste Form staatlicher Gemeinschaft. Er glaube an den natürlichen Instinkt und die gesunde Urteilskraft des Volkes. Voraussetzung sei allerdings eine offene und ungeschminkte Orientierung über politische Fragen. Die Demokratie stelle höchste Anforderungen an den Staatsbürger. Sie verlange von ihm Einsicht in die Notwendigkeit, seine persönlichen Interessen denjenigen der Gesamtheit unterzuordnen, sich zugunsten der Allgemeinheit einzuschränken, Opfer an persönlicher Freiheit und materiellen Mitteln zu bringen. Den Rechten des Staatsbürgers stünden eben auch Pflichten gegenüber. Wille warnt vor einem einseitigen Ausbau der Volksrechte. Er wünscht eine starke und handlungsfähige Regierung. Diese müsse vom Parlament zwar kontrolliert,

aber nicht gegängelt werden. Vornehmste Pflicht der Volksvertreter sei es, dem Souverän Verständnis für das beizubringen, was im Interesse des Gemeinwohles sein müsse. Niemals dürften sie um die Gunst des Volkes buhlen, indem sie sich zu Verfechtern egoistischer Wünsche ihrer Wähler machten. Der Staatsapparat müsse einfach und übersichtlich bleiben und das Prinzip der Sparsamkeit hochhalten. In der Schweiz sei die Gefahr besonders gross, dass sich eine mächtige, unverantwortliche Bürokratie entwickle, welche ihre eigenen Gesichtspunkte dem Wohl der Bürgerschaft voranstelle.

Wille war nie Mitglied einer Partei, da er sich mit keinem Programm ganz identifizieren konnte. Seine Grundhaltung darf im tiefen Sinne dieses Wortes als liberal bezeichnet werden. Den Niedergang, der die liberale Partei in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traf, hielt er für selbstverschuldet, weil sie als Interessengruppe nur zum eigenen Vorteil wirtschaftete. Mit den Radikalen, die nun an die Macht kamen, geriet er durch sein kompromissloses Eintreten für eine ernstere Dienstauffassung und straffere Disziplin bald in Gegensatz. Sie warfen ihm vor, er bringe fremdländisches, undemokratisches Denken in die Armee. Er wiederum äusserte sich verächtlich über die «politischen Obersten», die ihr militärisches Kommando dem politischen Einfluss statt der fachlichen Eignung verdankten und in den Untergebenen primär Wähler statt Soldaten sahen. Heftig widersetzte er sich einer Vermengung der militärischen und der politischen Sphäre. Wille war im höchsten Mass beunruhigt, dass die Radikalen in Regierung und Parlament über eine praktisch uneingeschränkte Vormacht-

stellung verfügten. Da er überzeugt war, dass die führenden Politiker primär im Partei- und nicht im Landesinteresse handelten, mussten sich die Dinge in einer für den Staat verderblichen Richtung entwickeln, wenn der Regierung in Parlament und Presse nicht eine nennenswerte Opposition erwuchs. Den Konservatismus betrachtete er als notwendiges Gegengewicht zu den Radikalen. Als Vertreter des Fortschritts konnte er sich aber für die Ziele der Partei nicht begeistern.

Nach seinem Rücktritt als Waffenchef im Jahre 1896 liess sich Wille von einer oppositionellen Gruppe innerhalb der freisinnigen Partei als Stadtrats- und Nationalratskandidat portieren. Im Zusammenhang damit umschrieb er sein politisches Credo in folgenden Worten: «Wir verstehen unter der echten freisinnigen Gesinnung die Auffassung und Behandlung der öffentlichen Fragen in Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft ohne jede Voreingenommenheit, ohne jeden Parteizwang, ohne jede Rücksichtnahme auf die Tagesmeinung oder auf persönliche Interessen – einzig geleitet von der reiflichen Überlegung des Bedürfnisses und des Nutzens für die Gegenwart und die Bedeutung für die Zukunft des Volkes und unseres geliebten Vaterlandes.»

Wille zögerte nicht, auch mit Vertretern der Sozialdemokratie in Verbindung zu treten, wenn es ihm sachlich gerechtfertigt erschien und er dadurch die Opposition gegen die radikale Mehrheit stärken konnte. Er betrachtete den Kampf der Arbeiter für soziale Besserstellung als etwas durchaus Legitimes, solange dazu nur legale Mittel verwendet wurden. Er brachte sogar Verständnis dafür auf, wenn sie in ihrem Kampf gegen den Kapitalismus zum Mittel des

Streiks griffen, warnte aber gleichzeitig davor, dass anarchistische Kreise solche Gelegenheiten für ihre Agitation ausnützen und dabei den Bestrebungen der Arbeiterschaft schaden könnten. Das grundsätzliche Ja der Sozialdemokraten zur Landesverteidigung am Ol tener Parteitag von 1903 rief bei Wille grosse Befriedigung hervor. Er wertete diesen Entscheid als Beweis für die vollzogene Integration der Sozialdemokratie in den bestehenden Staat, zu dessen innerer Entwicklung sie einen wertvollen Beitrag leiste. Indem die bürgerliche Seite sie nach wie vor als Umsturzpartei brandmarke, dränge sie sie recht eigentlich in diese Rolle. Im Be kenntnis der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz zu den Thesen von Zimmerwald im Jahre 1915 sah Wille eine Rückkehr zu den klassenkämpferischen Zielen und eine Aufforderung zur revolutionären Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Schweiz. Doch rechnete er erst vom Sommer 1918 an mit der Möglichkeit eines ernsthaften Umsturzversuches. Jetzt sah er sich veranlasst, als ständiger Mahner die Landesbehörde an ihre Pflicht zu erinnern, die Respektierung von Verfassung und Gesetzen zu erzwingen. Er war fest davon überzeugt, dass es nur dann zu einer revolutionären Aktion kommen werde, wenn die Behörden nicht wagten, eine entschlossene Haltung einzunehmen. Dazu gehörte auch das rechtzeitige Aufgebot von Ordnungstruppen im Sinne einer vorbeugenden Massnahme.

Sicherheitspolitische Lage der Schweiz

Im Verlauf des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 wechselten die

Sympathien der schweizerischen Öffentlichkeit von Deutschland zu Frankreich hinüber; denn erstens begann sich unsere Bevölkerung vor der wachsenden Macht des vereinigten deutschen Kaiserreiches zu fürchten und zweitens fühlte sie sich mit der französischen Schwesternrepublik solidarisch, die sich eines monarchischen Aggressors zu er wehren hatte. Wille, dessen unbestreitbare Zuneigung zu Deutschland auf der Kulturverbundenheit beruhte, die ihm im Elternhaus zum Erlebnis wurde, litt unter diesem Stimmungsumschwung. Doch wusste er, dass ein Offizier der neutralen Eidgenossenschaft in aussenpolitischen Fragen grösste Zurückhaltung üben musste. Bis etwa 1905 betrachtete er den Ausbruch eines europäischen Krieges als unwahrscheinlich. Infolge der französischen Revanchege lüste rechnete er aber mit dem unvermittelten Auftauchen gefährlicher Spannungen zwischen Frankreich und Deutschland. Da er zutiefst von der wohlwollenden Haltung Deutschlands gegenüber der Schweiz überzeugt war, hielt er unser Land in einem militärischen Konflikt eher vom westlichen als vom nördlichen Nachbar bedroht. Doch ging es ihm weniger darum, das Misstrauen gegenüber Frankreich zu schüren, als ein gutes Einvernehmen mit Deutschland zu pflegen.

Etwa vom Jahre 1909 an beschäftigte sich Wille intensiv mit dem italienisch-schweizerischen Verhältnis. Für die zunehmende Spannung machte er die italienfeindliche Polemik verantwortlich, die von einem Teil der Schweizerpresse auf Veranlassung hoher Generalstabsoffiziere geführt wurde. Er fürchtete, dass diese Hetze der irredentistischen Bewegung im Kanton Tessin Auftrieb verleihen und damit die

Schweiz in schwere Konflikte führen könnte. Die phantastischen Pläne für eine Wiedereroberung des Veltlins und andere Offensivaktionen verurteilte er auf schärfste. Unsere Armee müsse den Kampf defensiv und innerhalb der Landesgrenzen führen. Aus dem Süden drohe der Schweiz keine Gefahr, es sei denn auf eigenes Verschulden.

Die militärpolitischen Überlegungen Willes gehen hauptsächlich vom deutsch-französischen Antagonismus aus. Wenn die Schweiz sich aus diesem Spannungsfeld heraushalten wolle, müsse sie strikte am Grundsatz der bewaffneten Neutralität festhalten. Nur wenn unsere Armee zu einem achtunggebietenden Instrument ausgestaltet werde, erscheine ein Stoss durch schweizerisches Territorium einem potentiellen Angreifer als wenig verheissungsvolles Unternehmen. Militärische Rüstungen seien nicht auf Herbeiführung eines Krieges auszurichten, sondern auf dessen Verhinderung. Es sei Pflicht jedes verantwortungsvollen Politikers, den Ausbruch eines offenen Konfliktes so lange als möglich hinauszuzögern. Sollte die Schweiz trotzdem von einer fremden Macht angegriffen werden, müsse eine militärische Zusammenarbeit mit dem Gegner des Angreifers angestrebt werden. Auch dabei sei eine schlagkräftige Armee von Vorteil, weil sie die Verhandlungsposition stärke. Als im Jahre 1916 Frankreich die Frage des Zusammengehens bei einer allfälligen Verletzung der schweizerischen Neutralität durch Deutschland aufwarf, nahm Wille als Oberbefehlshaber von der französischen Kooperationsbereitschaft zwar Kenntnis, wich aber konkreten Abmachungen aus, da eine feindliche Absicht Deutschlands vorderhand nicht zu erkennen war. Für den Fall, dass

diese Annahme dennoch Wirklichkeit würde, wünschte er sich eine französische Entlastungsoffensive im Elsass, um den Einmarsch fremder Hilfstruppen in unser Land vermeiden zu können.

Nach dem Krieg führte Wille eine heftige Kampagne gegen den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund. Er betrachtete diese internationale Organisation nicht in erster Linie als Instrument zur Erhaltung des Friedens, sondern als Rückversicherungsvertrag der Sieger, mit dem sie die Revision des Friedensdiktates von Versailles verhindern wollten. Unter diesen Umständen dürfe die Schweiz ihre Neutralität nicht preisgeben. Die Hoffnung, dass sie als Mitglied des Völkerbundes helfen könnte, dessen Mängel zu beheben und die vorhandenen Ungerechtigkeiten zu korrigieren, sei trügerisch, da das Gewicht unseres Kleinstaates dazu nicht ausreiche.

Auseinandersetzung zwischen dem Oberbefehlshaber und den politischen Gewalten

Wille anerkannte den Primat der zivilen Führung. Als Voraussetzung für eine befriedigende Zusammenarbeit zwischen politischer und militärischer Spitze schien ihm allerdings eine saubere Ausscheidung der Kompetenzen nötig. Einerseits konnte er die Verantwortung für seine Aufgabe nur tragen, wenn er innerhalb seines Kompetenzbereiches die Entscheidungsfreiheit behielt. Andererseits musste er erkennen, dass das Gesetz über die Militärorganisation zu weit ging, wenn es dem General nicht nur im Kriege, sondern schon im Neutralitätsschutzfall die volle

Verfügungsgewalt über die personellen und materiellen Streitmittel des Landes übertrug. Falls er auf diesen umfassenden Vollmachten beharrte, musste es zu schweren Auseinandersetzungen mit dem Bundesrat kommen. Er war deshalb bereit, den finanziellen und wirtschaftlichen Erwägungen der Landesregierung so weit wie möglich entgegenzukommen. Gingene die Auffassungen auseinander, bot er Hand zu Verhandlungen, liess sich aber vom Bundesrat nicht einfach überspielen. Einmischungsversuchen in seine Kommandogewalt gegenüber der Armee trat er mit Entschiedenheit entgegen, wobei er gelegentlich auch mit seinem Rücktritt drohte.

Da er im Verlauf des Aktivdienstes immer häufiger Druckversuche von Parlamentariern abwehren musste, liess er zu Beginn der Sommersession 1917 sämtlichen Mitgliedern der Bundesversammlung ein Memorial mit dem Titel «Dienstfreudigkeit» aushändigen. Darin zeigte er die Gründe für Missstimmungen in der Truppe auf und forderte, dass diese nicht noch durch unüberlegte oder bösartige Angriffe in der Presse oder im Parlament geschürt würden. Die Schrift schliesst mit einem eindringlichen Appell an die Parlamentarier, die Armeeleitung bei ihrer schwierigen Aufgabe zu unterstützen und ihr Vertrauen entgegenzubringen. Die Zeitungsredaktoren ersuchte er, sich an kompetenter Stelle über die Richtigkeit der ihnen zugegangenen Mitteilungen zu erkundigen, bevor sie Vorkommnisse militärischer Natur publizierten, die geeignet waren, das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Armee oder der Soldaten in ihre Vorgesetzten zu untergraben. Die Truppenkommandanten wies er an, auf solche An-

fragen wahrheitsgetreu Auskunft zu geben. Klagen liess er untersuchen; erwiesen sie sich als berechtigt, so wurden die fehlbaren Vorgesetzten bestraft und Massnahmen getroffen, um die Übelstände auszumerzen. Stellte sich aber heraus, dass die Darstellung unwahr, stark übertrieben oder verzerrt war, so wurde gegen die fehlbare Zeitung militärgerichtlich vorgegangen.

Ideale Ziele und reale Mittel

Wille hat sich wie jeder aktive Mensch in Sachfragen manchmal getäuscht. Sein militärisches Lebenswerk, seine sittliche Grundhaltung und seine Charakterstärke nötigen Respekt ab. Die Untersuchungen von Röthlisberger belegen erneut, dass die Vorurteile bestimmter Gruppen von Zeitgenossen, welche die Beurteilung des Generals noch heute emotional beeinflussen, ungerechtfertigt sind. Wenn auch Wille aus seinen persönlichen Sympathien zu Deutschland nie einen Hehl gemacht hat, so übte er in der Öffentlichkeit während seiner Amtszeit grosse Zurückhaltung in aussenpolitischen Fragen. Seine Handlungen entsprachen der Maxime bewaffneter Neutralität, die er stets hochhielt. Wille trug kein Preussentum in unsere Armee hinein. Er bewunderte zwar die Tüchtigkeit des deutschen Heeres, aber er hütete sich davor, die Erfahrungen einer lange dienenden, von Berufskadern geführten Truppe auf unser ganz anders geartetes Milizsystem zu übertragen. Seine Erziehungs- und Bildungsgrundsätze beruhten auf dem Glauben an das Gute im Menschen und an die Fähigkeit des Einzelnen, aus Einsicht in höhere Zusammenhänge Leistungen für die Volksgemeinschaft zu

erbringen. Er nahm den Wehrmann für voll, und nichts brachte ihn derart in Wut wie menschenunwürdige Behandlung von Soldaten. Er unterstrich freilich die Tatsache, dass auch die Armee eines demokratischen Staates um eine hierarchische Gliederung nicht herumkomme und die Disziplin hochhalten müsse, wenn sie ihrer Kriegsaufgabe gewachsen sein wolle. Die Politik dürfte deshalb keinen Eingang in die Armee finden, wenn dieses Machtinstrument ein brauchbares Werkzeug in der Hand der zivilen Behörde des Landes bleiben solle. In der politischen Sphäre unterwarf sich Wille den demokratischen Spielregeln. Auch wenn er unentwegt gegen Auffassungen kämpfte, die er für verkehrt hielt, trat er in sachlicher Weise für seine Überzeugung ein und vermeidet es, die Gegner persönlich zu verunglimpfen. Wille war auch kein Reaktionär, der sich dem sozialen Fort-

schritt entgegenstimmte. Solange die Sozialdemokratie ihre Postulate mit den Mitteln des Rechtsstaates zu verwirklichen trachtete, brachte er ihren Anliegen Verständnis entgegen. Seine Gesinnung darf als überparteilich liberal bezeichnet werden. Er war offen für alle menschlichen Probleme. Aus einem religiösen Empfinden der Demut heraus achtete er die Würde der Mitmenschen, zeigte er Verständnis für Schwächen, lieh er den Hilfsbedürftigen seine Unterstützung, bot er dem geschlagenen Gegner grossmütig die Hand. Sein dauerndes Bemühen um das Bessere verband er mit einem wachen Sinn für das Mögliche. So schrieb er 1916 an seine Frau: «Ich habe ideale Ziele und strebe nach ihnen mit realen Mitteln.»

Hans Senn

¹ Verlag Th. Gut, Stäfa 1975.

EIN ALTER KETZER: WALTER MEHRING

In Josef Körners *Bibliographischem Handbuch des deutschen Schrifttums* von 1949 findet sich die lakonische Bemerkung: «Über Walter Mehring liegt kein Sonderschrifttum vor.» Sie hört sich an wie eine Ermunterung, Versäumtes nachzuholen. Aber seitdem ist ein Vierteljahrhundert vergangen, Mehring feierte, von der Presse unbehelligt, Geburtstage über Geburtstage und wurde am 29. April achtzig. Sonderschrifttum zu ihm und seinem Werk liegt immer noch nicht vor, wie die einschlägigen germanistischen Bibliographien zeigen. Auch in seinem Fall bestätigt die Ausnahme nur die Regel: Klaus Peter Dencker veröffentlichte vergan-

genes Jahr im Aprilheft der *Akzente* einen von zwei kurzen Mehring-Texten eingerahmten Aufsatz.

Mehring ist seit Ende der fünfziger Jahre wieder in Europa und lebte vorwiegend in der Schweiz und in Bayern. Rowohlt hatte 1951 den 1930 erschienenen und 1933 von den Nationalsozialisten öffentlich verbrannten Versband *Arche Noah SOS* in einer erweiterten Ausgabe neu herausgebracht und die deutsche Version der gleichzeitig in New York in einer amerikanischen Fassung veröffentlichten «Autobiographie einer Kultur» *Die verlorene Bibliothek* verlegt und 1958 *Der Zeitpuls fliegt* (Chansons, Gedichte und

Prosa) als Taschenbuch herausgebracht; der Diogenes-Verlag publizierte 1958 unter dem Titel *Verrufene Malerei* Essays über Mehrings Künstlerfreunde und der Verlag Die Arche das Erinnerungsbuch *Berlin Dada*. Die Voraussetzungen für ein *come back* schienen günstig. Man musste schon Mehring-Leser sein, um pessimistisch zu bleiben.

In dem mit Zeichnungen des Autors illustrierten Band *Algier oder die 13 Oasenwunder* aus den zwanziger Jahren, mit denen Mehring die Tradition von Heines Reisebildern aufgriff, kommt der Erzähler mit einem in die Wüste verschlagenen Franzosen ins Gespräch:

«– Aber, fragt Walt Merin, aber wenn Sie imstande sind, Ihre Existenz so objektiv zu überblicken, was hindert Sie eigentlich, noch heut nach Paris zurückzukehren, Ihre doch sicherlich seltenen Kenntnisse z. B. literarisch zu verwerten, Vortragsabende zu geben ... ich meine, was hindert Sie, in die europäische Gemeinschaft wieder einzutreten?

Der alte Nomade öffnet die Kiefern (sic!), aber antwortet nicht; dann streift er die Lumpen hoch über die grässlichen Beinstummeln ...

Lepra.»

Eine im Rückblick auf die Jahre seit Mehrings Heimkehr hellseherische Passage. Er ist mit seiner Emigrantin Lepra wieder in die europäische Gemeinschaft eingetreten, hat jahrelang mit seiner französischen Frau in einem hübschen Haus in Ascona gewohnt, hat seine sicherlich seltenen Kenntnisse literarisch verwertet und Vortragsabende gegeben. Es war leicht, ihm irgendwo zu begegnen, ebenso leicht, ihn wieder aus dem Auge zu verlieren, denn, so beschliesst er die von ihm selbst verfasste

in den *Akzenten* veröffentlichte Walter-Mehring-Chronik: «*nach 1946: American citizen = zur Zeit auf Reisen sporadisch sessheft am Rand der Zeit =.*» Es war kaum wahrscheinlich, dass dieser Zeuge einer anderen Epoche, dieser stets im Luftzug der Zeit und seiner Kaffeehausterrassen sitzende letzte Literat von denen wahrgenommen und verstanden werden würde, die sich inzwischen hinter Glas und Beton auf Redaktionssesseln und Lehrstühlen niedergelassen hatten, er passte nicht mehr in die literarischen Gruppierungen und Frontstellungen der Nachkriegsliteratur.

In Mehrings satirischer Chronik einer deutschen Sippe *Müller*, die 1935 unter dem Pseudonym Prof. Dr. K. E. Winter in Wien erschien und auf Intervention von Papens in Österreich verboten wurde, wird auch jener Zeit gedacht, als Papst Innozenz VIII. die berüchtigte Bulle *Summis desiderantis affectibus* erliess: «*Derohalben Wir also, damit nicht die Seuche des Ketzerischen Unwesens ihr Gift ausbreiten möge ... so geben wir denen vorgesagten Inquisitoren ... sowie dem geliebten Johannes Gremper Meister in den Künsten, wider alle Personen, welch Standes und Vorzug sie seyn mögen, zu züchtigen, in Haft nehmen, an Leib und Vermögen straffen völlige und freye Gewalt ...»*

Wie unbelehrbar sich Mehring durch ein ganzes Leben hindurch mit jeglicher Ketzerei identifizierte und identifiziert, das zeigen seine Titel *Das Ketzerbrevier* (1921), *Neues Ketzerbrevier* (1962), *Grosses Ketzerbrevier* (1974), das nun auch beim dtv erschien. Diese jüngste und umfangreichste Fassung trägt den Untertitel «*Die Kunst der lyrischen Fuge*» und zeigt, dass der unbekehrbare Mehring von den Autodafés der

politischen Aktivisten im Umkreis der Studentenbewegung unbeeindruckt blieb. Er hat sich geweigert, sich von seinem literarisch-künstlerischen Podest zu stürzen. Offensichtlich hatte er als vielfach gebranntes Kind rassistischer und nationalistischer Verfolgungen auch an dieser Zündelei keinen Gefallen.

Walter Mehrings *Grosses Ketzerbrevier* ist eine der repräsentativsten Lyrik-sammlungen in deutscher Sprache. Als Motto ist ihr Ulrich Huttens «Umb Gnad wil ich nit bitten / Dieweye ich bin on schult» vorangestellt. Dieser 1896 geborene Berliner, Sohn eines Redakteurs und einer Sängerin, der mit seinen von Friedrich Holländer u. a. komponierten und Blandine Ebinger u. a. rezitierten Texten den Stil der zwanziger Jahre entscheidend mitprägte, ist streitbar wie ein alttestamentarischer Prophet und schlagkräftig wie ein Reformator der Lutherzeit. Über Rhythmen und Strophen der deutschen Sprache verfügt er virtuos. Schon in den zwanziger Jahren machte er sich einen Vers auf die bauernschlauen Geschäfte der Oberammergauer mit der Passion Christi («Mir san dö Oberammergauer schlauen Bauersleut – / Drum san mir a so weltberühmt bei Christ und Jud und Heid!»), entwarf er in hektischen Kurzzeilen das Bild einer *Metropolis* («Das ist die Welt / Von Sous-Paris, / Die Tout-Paris / In Atem hält»). Er windet «der verlorenen, der gebenedeiten und gesegneten Unschuld» einen «Legendenkranz» und verfasst Klassiker des literarischen Chansons wie *Die roten Schuhe* («Die Kommunikanten schreiten / In Nacht und Gotteshaus / Und breiten die fröstelnde Seele / Vor dem Altare aus») oder *Das Kinderlied* («Am Neubau, wo der Wind sich fängt /

*Jerum o jerum! / Am Neubau, wo der Wind sich fängt, / Da hat ein Kerl sich aufgehängt!»). Das ist *Des Knaben Wunderhorn* umgesetzt ins Berlinerische des zwanzigsten Jahrhunderts und die Übertragung französischer Sprachmelodik und Gelenkigkeit ins moderne Deutsch.*

Hermann Kesten hat in seinem Walter Mehring gewidmeten Porträt in *Meine Freunde die Poeten* die Feststellung getroffen, man habe den Eindruck gewinnen können, der Emigrant sei in der Fremde aus einem Satiriker zum Hymniker geworden. Freilich hiess das bei Mehring nicht, dass er sich der Zelebriation von irgendwelchen Werten verschrieben hätte. Die *Hymne auf den Sieger von Guernica* kann dies zeigen. Was mit dem Hymnischen gemeint ist, das machen die Nachrufe und Gedenkverse auf seine toten Freunde deutlich.

In einer Mailänder Ausstellung am dortigen Goethe-Institut gab es vor etlichen Jahren Pastelle von Walter Mehring mit Landschaften zu sehen, die sich bei näherer Betrachtung als weibliche Körper herausstellten und vice versa. In seiner Lyrik findet sich Ähnliches. Auf die Insel La Martinique, Station auf seiner Flucht nach Amerika, schrieb er ein Liebeslied («Wie viele taten gütlich sich an Deinen Küsten – / Saugten sich toll und voll an Deinen Kokosbrüsten») und in einer seiner 1960 Venedig gewidmeten Elegien, die er *Concerto grosso* nennt, stösst man auf die Verse: «Eh ich verzage, / öffne den Schoss! / Sei mir gnädig / Venedig.» Hier macht sich eine Tendenz zur Orchestration von Musik und Farbe geltend, auf die hier nur hingewiesen werden kann.

In Mehrings Autobiographie einer

Kultur *Die verlorene Bibliothek* findet sich ein elegisch gefärbter Abschnitt im Zusammenhang mit Henri Murgers *Bohème*, dem «*Spitznamen für die einzige kosmopolitische Republik Pan-Europas*», «*deren Bedeutung dieses nie begripen hat, weil es sich Staatsgebilde nur auf soliden Grenzpfählen und nur mit einer Bürokratie vorstellen konnte, die über jeden Einwohner dickere Konvolute zusammenschmiert als die Bibel und die Ilias zusammengebündelt*». «*Als ich zum ersten Male in das Ber-*

liner «Café Grössenwahn» kam, verliess ich das Preussentum für immer und betrat das Hoheitsgebiet der Bohème ...»

Mehring ist einer ihrer letzten Überlebenden. Ob allerdings die immer noch vorwiegend mit der Rezeption von Rezeptionsforschung befasste Literaturwissenschaft endlich einmal Zeit finden wird, Mehring adäquat zu interpretieren, das wird man in den Bibliographien der kommenden Jahre nachschlagen müssen.

Johannes Hösle

GEGENWART IN EINZELHEITEN

Zu neuen Erzählungen von Adolf Muschg

«Entfernte Bekannte» ist der Titel der vierten von sieben Erzählungen, die Adolf Muschg in einem neuen Buch vorlegt¹. Sie rapportiert die Beobachtungen und Erfahrungen eines Mannes, der in dem ihm zugewiesenen Spitalzimmer einen Mitpatienten vorfindet. Es lässt sich nicht vermeiden, dass er über Krankheit und Gewohnheiten des Zimmergenossen bald Bescheid weiß, über seine Lektüre ebenso wie über sein Laster. Aber im Grunde wissen die zwei Männer, die in der Klinik das Zimmer miteinander teilen, herzlich wenig voneinander. Sie sind – trotz physischer Nähe – entfernte Bekannte. Der eine versucht, in einer Art Brief an den andern, seine Beobachtungen und Schlüsse festzuhalten. Man kann sagen, das Mittelstück, das der Sammlung den Titel gegeben hat, enthalte in labormässiger Versuchsanordnung, worum es in allen andern Fällen geht, die der Band vereinigt: um halbwegs gelungene Versuche, Bekanntschaft und Zusammen-

leben zu bestehen. Manchmal kommen Zweifel auf, ob man nicht, statt halbwegs gelungen, nicht völlig gescheitert sagen sollte. Die Nähe, in die hier Menschen zueinander geraten oder durch Geburt geraten sind, ist stets bedroht, und dies durchaus nicht dadurch, dass etwa starke Individualitäten aufeinander stossen. Hier kommt es eigentlich nicht zu Konflikten, weil heftige Bedürfnisse miteinander konkurrieren. Dass Gemeinschaft misslingt oder jedenfalls nicht so recht gelingt, ereignet sich nicht als katastrophaler Bruch, sondern eher als leise Entfernung.

Die Stoffe, auch die Figuren sind verschieden, aber etwa so wie die Variationen eines Themas verschieden sind. Das erzählende Ich spürt dem grässlichen Selbstmord eines Grossonkels mütterlicherseits nach; ein Sohn, der als Meteorologe an einer Hindukusch-Expedition teilgenommen hat, bringt seine Mutter ins Spital; ein Zoologe schreibt der Königin Viktoria, um

sie auf eine Vorführung des Pavians Hans vorzubereiten; eine junge Frau macht für sich die Erfahrung, «dass man sich nicht mehr ganz zu verlassen bereit war auf sich selbst». Und eine mit grossen Erwartungen gegründete Grossfamilie erwacht zu ihrem tristen Alltag, der sich bei allen «Verbalisierungen» ihrer Probleme kaum noch von dem unterscheidet, was die Hausgemeinschaft überwinden wollte.

Nicht um Handlung, auch nicht um Milieu geht es zentral in diesen Fallstudien, sondern um die fast unwägbaren Veränderungen, die uns aus der Selbstverständlichkeit des Daseins vertrieben haben. Nicht der Knall, mit dem der Grossonkel Brämi sich und das Zimmer in die Luft sprengt, sondern das Knarren des Scheunentors, das Brämi zu schmieren versäumt hat, ist das entscheidende und unheimliche Geräusch, auf das es dem Erzähler ankommt. An einer Einzelheit wie dieser zeigt er Brämis jähnen Schmerz über die Veränderungen in seinem Leben, die schliesslich zur Selbstaufgabe führen. Alle Erzählungen des Bandes «Entfernte Bekannte» bauen sich aus scharf beobachteten Einzelheiten auf, aus leisen Verschiebungen innerer Zustände. Sie führen alle in ein Zwischenreich. Und erstaunlicherweise teilt sich dem Leser selbst noch in Fällen, die er an seinem eigenen Erlebnisbereich nicht überprüfen kann, die Gewissheit mit, dass damit aktuelle menschliche Realität eingefangen ist: das Abgelöstsein von elementaren Zuständen, der theoretisierende und psychologisierende Versuch, das verlorene «einfache Leben» zu rekonstruieren.

Adolf Muschg hat schon immer ein fast unheimliches Gespür für Trends und Strömungen bewiesen, nicht immer

vielleicht mit dem gleichen sicheren Empfinden auch für seine wahren Möglichkeiten als Schriftsteller. Hier jedoch sind ihm Erzählungen gelungen, in denen seine wache Aufmerksamkeit für modische Fluktuationen und seine Sprachmittel, seine imitatorische Meisterschaft und seine psychologisierende Darstellungsweise ganz ineinander aufgehen ohne Rest. Es handelt sich darum, dass die Figuren der Fälle, die er vorführt, vom Bauer Brämi bis zu den Intellektuellen der kleinen Kommune in «Immer noch Morgen», keine spontane Beziehung zum Elementaren mehr haben. Von einem Ehepaar («Für den Anfang auf jeden Fall») heisst es einmal, bei einem Urlaub in einem gemieteten Chalet habe es «Krise und Krach mit Scherben» gegeben, «auf den sie beinahe stolz waren». Das Erstaunen darüber, dass man sich aus nicht näher analysierten Gründen einmal einfach gründlich die Meinung sagen und dadurch die Luft klären könnte, klingt in den Sätzen nach, die davon berichten. Vollends natürlich die Momentaufnahme aus der Wohngemeinschaft am Morgen bringt, scharf beobachtet, im Jargon vollkommen adäquat und mit kritischem Humor zum Ausdruck, wie hier Menschen ihr Zusammenleben wissenschaftlich zu erklären und nach gruppendifamischen Einsichten zu gestalten suchen, während ihnen ihr zentrales Problem gar nicht bewusst wird. Erstaunlich scheint mir gerade auch in diesem Fall, mit wie viel Spürsinn und Sicherheit Adolf Muschg eine Erfahrungswelt in seine Erzählung hereinholte, die ganz neu ist. Noch schirmen die Utopien von gestern ein paar Bereiche der Wirklichkeit von heute ab. Die Erzählungen des Bandes «Entfernte Bekannte» dokumentieren insge-

samt eine neue Lage. Sie ist nicht sehr schön, sie ist gekennzeichnet durch Gefühlsarmut, innere Unsicherheit, leise Melancholie und – was mir hoffnungsvoll scheint – satirische Züge.

Der Begriff einer «kritischen Literatur» ist in den letzten Jahren allzu sehr strapaziert worden, man hat Hemmungen, ihn überhaupt noch zu verwenden. Und doch glaube ich, Adolf Muschg zeige mit diesen paar Erzählungen auf, was damit sinnvollerweise gemeint sein könnte. Hier werden Fälle von Fremdheit aufgegriffen, Fälle, in denen ein Mangel, eine Blutarmut der Zeit sichtbar wird. Was die Figuren in Muschgs neuen Geschichten kennzeichnet, ist ihre Verunsicherung, ihr Mangel an Vitalität, ihre Schwierigkeit in den einfachen, elementaren Dingen des Lebens. Es sind im Grunde Neurotiker, jedenfalls potentielle Neurotiker, aber indem ich das feststelle, möchte ich in keiner Weise das Beispielhafte, Reportmässige an diesen Erzählungen in Zweifel ziehen. Denn Fälle wie die hier vorgeführten belegen einen aktuellen Zustand, sie dokumentieren, was nach so vielen hoffnungsvollen Aufschwüngen und Versuchen, die Welt zu verändern, am Ende geblieben ist. Der Erzähler hat den Blick für die Einzel-

heiten, die er registriert und aus denen er erkennt, was sich geändert hat. Einmal, in dem Stück «Hans im Glück», erfindet er die devote Empfehlung an Ihre Majestät, die Königin Viktoria, ihr den Pavian Hans vorführen zu dürfen, ein Tier, das bei aller pädagogischen Bemühung seines frommen Erziehers noch so viel von seiner Tierheit bewahrt hat, dass man befürchten muss, es könnte damit bei Hofe Anstoss erregen. Das in altertümlicher Sprache abgefasste Schriftstück des geistlichen Zoologen mutet wie eine Spielerei an, eine virtuose Nummer, und zweifellos liegt etwas davon auch drin. Doch im Zusammenhang mit den andern Erzählungen, die subtile Fälle von Lebensverlust und Daseinsschwäche aufgreifen, hat die kleine Satire die Funktion des scharfen Lichtstrahls, der in die zentrale Problematik mitten hineinleuchtet. Die sechs Erzählungen vor und nach diesem Abstecher an den viktorianischen Hof geben Fälle von Gegenwart, die man symptomatisch nennen darf.

Anton Krättli

¹ Adolf Muschg, *Entfernte Bekannte, Erzählungen*. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1976.

IL COMUNISTA

Guido Morsellis erstaunlicher Vorgriff

Guido Morselli ist die überraschendste Entdeckung, der sonderbarste und tragischste Fall der neuen italienischen Literatur. Er war Spross eines wohlhabenden lombardischen Unternehmers, hat zwischen Mailand und der Gegend

von Varese gelebt und hat sich sechzigjährig im Spätsommer 1973 erschossen, weil – so im Brief an die vertrauteste Freundin, die nunmehr um den Nachlass besorgt ist – er «keinen wesentlichen Grund des Existierens mehr sah».

Gegenwärtig ist Morsellis Nachlass bei *Adelphi* in guten Händen, dem bedeutenden Mailänder Verlag, der die Einsicht und das verdiente, nunmehr viel beneidete Glück hatte, die hinterlassenen Romane – vielleicht auch Stücke und andere Schriften – herauszugeben.

Soeben ist ein vierter Roman Morsellis erschienen, und mindestens fünf weitere sind zu erwarten. Dieser Roman, betitelt *Il comunista*, ist zwischen 1964 und 1965 entstanden und war vom Verlag Rizzoli bereits angenommen worden. Ja, der Autor hatte schon die Druckfahnen korrigiert – es war das erste Mal, dass er der Veröffentlichung eines Romans so nahe kam. Da fand ein Wechsel im Verlag statt; der neue Direktor lehnte den Roman ab. Morselli hätte wohl rechtlich die Veröffentlichung erzwingen können, doch nichts lag offenbar diesem scheuen Mann ferner, von dem berichtet wird, dass er einmal im Vorzimmer des Verlags Mondadori sass, wo ihm vermutlich ein Manuskript zurückgegeben wurde, und sich in einer Ecke verbarg, weil Giorgio Mondadori persönlich durch den Raum kam. Mit ihm war Guido Morselli auf der gleichen Schulbank gesessen, und er fürchtete, wenn er den Verlagschef anredete, so könnte das wie ein Versuch unstatthafter Beeinflussung wirken.

Der erste der bisher erschienenen Romane Morsellis ist 1966 entstanden und wurde schnell berühmt. Er heißt *Rom ohne Papst* (deutsch bei Suhrkamp) und spielt zwischen 1999 und dem Jahr 2000. Zu dieser Zeit ist die Priesterheirat gestattet, der Papst hat eine indische Verlobte, er hat Rom verlassen und lebt in den Albaner Bergen, in einer Reihe von Motels, mit dem Anhang von Würdenträgern, die

jedoch im ganzen es sich in Rom noch wohl sein lassen. Dieser Papst gibt nie Glaubensmeinungen von sich, hat aber die Enzykliken seiner fleissigeren Vorgänger von Computern aufarbeiten lassen und hält zu jeder Frage das richtige Zitat bereit, denn, so sagt er: «Meine Vorgänger haben schon alles besser und vielleicht allzugut gesagt.» Das wird gesehen durch die Augen eines Innerschweizer Jesuiten, der noch altmodisch denkt und die ganze «Modernität» der katholischen Kirche, die inzwischen auch mit der anglikanischen verschmolzen ist, nicht recht fassen kann.

Als zweiter Roman erschien eine Vergangenheitsutopie: *Contrappassato prossimo* (Die nächste Gegenvergangenheit). Es ist eine Rekonstruktion des Ersten Weltkrieges, in dem, dank eines heimlich angelegten Tunnels, die Österreicher durch das Veltlin durchbrechen, Italien im Nu besiegen, Wilhelm der Zweite gekidnappt wird, und schliesslich nach dem Sieg der inzwischen massvoll gewordenen Mittelmächte Rathenau, gegen den ein Attentat misslingt, ein geeintes Europa schafft, in welchem ein obskurer Rassismusfanatiker, Adolf Hitler, als Maler lebt.

Der dritte Roman *Divertimento 1899* schildert ein imaginäres Liebesabenteuer von König Umberto I. in Andermatt. Es ist die erstaunlichste Eversion der Belle Epoque, so graziös wie genau, fast unmerklich auch eine Meditation über die Rolle eines Monarchen. Die nachgeahmte, verblüffend stimmig wirkende Authentizität dieses Capriccio oder Divertimento ist allgemein bewundert worden. In Hollywood soll eine Verfilmung im Gange sein.

Und nun zum vierten: *Il Comunista*.

Dieser Kommunist ist ein Abgeordneter, Walter Ferranini, aus der Emilia, in deren roter Genossenschaft verwurzelt. Er ist ganz von der Wahrheit des Marxismus, der Reinheit des Kommunismus überzeugt. Das Kompromissertum, die Verbürgerlichung, die Suche mancher führender Genossen nach persönlichen Vorteilen, die Cliquenwirtschaft beginnen ihn zu verstören, vor allem als er mit Parteiführern einen fehlbaren Genossen besucht, der mit der Entstalinisierung nicht ins reine kam und nun getadelt wird, dann mit der Partei bricht und sich einer stalinstisch-maoistischen linken Gruppe anschliesst.

Ferranini persönlich erlebt die Krise in anderer, aber für ihn doch erschütternder Weise. Er begegnet zufällig Alberto Moravia – auch andere wirkliche Personen kommen vor, so Präsident Leone, damals Kammerpräsident, kommunistische Führer wie Togliatti und Longo unter durchsichtigen Pseudonymen. Moravia bittet Ferranini, für seine Zeitschrift «Nuovi Argumenti» einen Beitrag zu schreiben; in einer schlaflosen Nacht bringt Ferranini einige Gedanken, die ihn seit langem bewegen, zu Papier, und bald erscheint sein Aufsatz. Darin wird festgestellt, dass die Natur nicht den gleichen Gesetzen gehorche wie die menschliche Geschichte – eine Absage immerhin an Engels' Naturdialektik –, und dass auch unter dem Kommunismus der Freiheit und der Lösung der Arbeit von Mühe und Entfremdung Grenzen gesetzt seien.

Nachdem sich die Boulevardpresse dieses Beitrages bemächtigt und ihn als Sensation kommentiert, erregt er die Aufmerksamkeit der Parteiinstanzen. Ferranini wird freundlich aufgefordert,

zu dementieren und berichtigen – seine Gedanken seien unrichtig wiedergegeben worden –, doch weigert er sich und wird schliesslich formell «ermahnt», was noch keine sonderlich strenge Sanktion ist. Um diese Zeit erreicht ihn ein Telegramm seiner geschiedenen amerikanischen Gattin – Ferranini hatte, das wird in Rückblick geschildert, jahrelang in den USA gelebt. Sie ist nun schwerkrank im Spital und möchte ihn sehen.

Ferranini ist froh, seiner drückend und problematisch gewordenen Welt zu entrinnen, beschafft sich ein Visum für eine Woche und wird, da er ohnehin herzkrank ist und unter ungünstigen Umständen ankommt, als Patient in jenem Spital aufgenommen, in dem seine Exgattin behandelt wird. Sie hat sich inzwischen politisch von weit rechts bis zu weit links gewandelt, doch findet Ferranini mit ihr keinerlei Gemeinsamkeit. Er kehrt wieder nach Rom zurück. Wir wissen am Schluss nicht, ob er die Partei verlassen wird, und ebenso wenig, ob er die Verbindung mit Nuccia, einer verheirateten Frau, die von ihrem Gatten getrennt lebt, beibehalten wird. Die Partei sah diese Liaison ungern, weil sie ihrem Ansehen Schaden zufügen könnte.

In *Rom ohne Papst* wurde die kommende Krise der Theologie einer liberalisierten eklektischen Kirche dargestellt – humorvoll, auch kauisch, aber nicht bösartig, eher mit leiser Melancholie. In *Il Comunista* haben wir es wiederum mit der Krise einer Art Theologie oder doch Glaubensgemeinschaft zu tun, mit der Verwässerung einer Botschaft, einer Tradition – einer Gemeinschaft, die ihre Konturen verliert. In beiden Romanen zusammen können wir extrapolierend jenen «historischen Kompromiss» er-

ahnen, dem die beiden grossen Parteien Italiens entgegenzutreiben scheinen. Das war offenbar vor zehn Jahren schon vorstellbar. Auf Seite 177 lesen wir – es handelt sich um ein Selbstgespräch Ferraninis: «Man zieht sich zurück auf parlamentarische Taktik, man begnügt sich, mit den Reformisten zu polemisieren und mit der Democrazia cristiana, in Erwartung des Augenblicks, an dem man sich ihnen als Verbündeter anbieten kann.»

Vieles ist an *Il comunista* erstaunlich, vor allem die Tatsache, dass ein Autor, der nie der Partei angehörte, auch nicht ihr Sympathisant war, sich in die Atmosphäre ihres Alltags und ihrer Militanten so einleben konnte. Vorher hatte Enzo Bettiza, der es allerdings selber erlebt hatte, einen Roman «La campagna elettorale» (Die Wahlkampagne) in diesem Milieu situiert, der jetzt neu bei Rizzoli erschienen ist. Der Kritiker Geno Pampaloni meint, dass Morselli diesen Roman gekannt haben dürfte.

Doch hat Morselli diese Welt kraft seiner Imagination so richtig erfasst, wie er zuvor seinen Schweizer Jesuiten gestaltet hatte, an dem auch kritische Schweizer Leser nichts auszusetzen fanden.

Verblüffen muss immer wieder, dass ein so spannender, zwar hintergründiger, doch leicht lesbarer Roman keinen Verleger gefunden hatte. Meine Mutmassung ist, dass ein Verlagsdirektor Angst hatte, der im Kulturleben so mächtigen Kommunistischen Partei irgend einen Ärger zu bereiten. Dafür gibt es Beispiele.

Dabei muss *Il Comunista* durchaus nicht antikommunistisch gedeutet werden, so wenig wie «Rom ohne Papst» ein antiklerikaler Roman ist.

Morselli ist ein Meister der «fantapolitica» oder «Politik-Fiction», ob er voraus- oder zurückblickt, in jener Manier, die seit Morsellis Tod mit dem anonymen Roman «Berlinguer und der Professor» so grossen Erfolg fand.

Immerhin ist eine doppelte Ironie in *Il Comunista*. Einmal, dass makellose, ihren Auftrag ernst nehmende Kommunisten die Liberalisierung, die Öffnung zum Pluralismus als einen Verrat an ihren Idealen empfinden, dass sie die Abwendung vom Stalinismus nicht verkraften können, und zum zweiten, dass jene liberalisierende Führung so dogmatisch und unduldsam ihre neue Linie durchsetzt und alle Abweichungen ahndet.

Morselli war selber vom Thema, über das Ferranini jenen Aufsatz schreibt, fasziniert, nachdem er ein Buch von Hannah Arendt über das Verhältnis von Arbeit und Freiheit gelesen hatte. Ohnehin sind Ideen für diesen Autor sehr wichtig, genauso wie Fragen der Überzeugung – er selber war gläubiger Christ. Er wirft jedoch niemals ein Handlungsschema über solche Ideen, schreibt seine Romane nicht als getarnte Essays oder Pamphlete. Die Ideen sind, ganz wie die unverwechselbaren, keineswegs allegorischen Personen, Momente des Erzählers. Es sind nicht überintellektuelle, sondern sehr kluge Romane. In Italien ist gelegentlich der Vergleich mit Robert Musil angestellt worden. Es waren seltsamerweise zwei Essays Morsellis, die, im Gegensatz zu den Romanen, Verleger gefunden hatten, darunter einer über Marcel Proust, der 1943 erschienen ist. Einen anderen Essayband hatte Morselli mit Widmung dem Philosophen Banfi geschickt, den er besonders verehrte. Unlängst wurde dieser

Band in einem Buchantiquariat gefunden – unaufgeschnitten.

Der Autor ist posthum berühmt geworden; der Roman *Il Comunista* erscheint in einem Augenblick, in dem die Frage, was eigentlich die Kommunistische Partei Italiens sei, im Mittelpunkt steht.

In «Nächste Gegenvergangenheit» hatte Morselli die Chancen des Möglichen gegen das Wirkliche behauptet. Ein von Guido Morselli begeisterter Leser kann nicht umhin, seinerseits für

den Autor eine andere Vergangenheit zu erfinden, in welcher er Anerkennung und Echo gefunden hätte, und dann wahrscheinlich niemals daran gedacht hätte, seinem Leben ein Ende zu setzen, wie er es getan hat, mit der Mappe vernichtender Lektorenurteile und Verlagsablehnungen auf dem Tisch. Auf sie hatte er ironisch eine Flasche gezeichnet: *un fiasco*.

François Bondy

HINWEISE

Olympische Winterspiele in Wort und Bild

Olympische Winterspiele sind nicht vorbei, wenn das Feuer gelöscht und die Sportler heimgereist sind. Kaum ist der abschliessende Kommentar in der Sportpresse erschienen, liegen in den Buchhandlungen auch schon die Bildbände auf, die das Grossereignis festhalten. Daten, Fakten, Berichte – man kann hier nicht nur die Ranglisten und die gelaufenen Zeiten, man kann auch die Medaillenstatistik und die Bestenlisten der vorangegangenen Olympiaden seit 1924 nachlesen, Quiz-Wissen für künftige Kandidaten in beliebten Fragespielen. Der Verlag von Fritz Molden (Wien) hat – beispielsweise – gleich zwei Ausführungen auf den Markt gebracht: einen grossen Bildband mit zahlreichen Farbaufnahmen, «Olympische Winterspiele Innsbruck '76» (in Ausgaben für die Schweiz, die Bundesrepublik und Österreich) und ein Molden-Taschenbuch zum gleichen Thema,

genau gleich dokumentiert, lediglich eben auf Taschenbuchformat reduziert und mit Schwarzweissaufnahmen. Für das Taschenbuch zeichnen Thaddäus Podgorski und Helga Zoglmann, für den grossen Bildband Serge Lang als Herausgeber.

Represswitzerland

Der Fleiss ist zu loben: Max Schmid bringt zum Thema «Demokratie von Fall zu Fall. Repression in der Schweiz» eine gewaltige Menge Fakten bei, die er im Laufe von Jahren, vor allem in der Presse, gesammelt hat. Mit ihnen soll (siehe Buchtitel) der Nachweis erbracht werden, die schweizerische Demokratie sei nichts weiter als ein Potemkinsches Dorf, eine Heuchelei, oder – um Konrad Farner zu zitieren – eine «Manteldemokratie». Der Beweisführung ist indessen die entfesselte Sammelwut des Autors in die Quere gekommen. Denn das so entstandene Produkt

ist ein Sammelsurium von Meldungen und Kommentaren über wirkliche und angebliche Ungerechtigkeiten, Machenschaften, soziale und politische Konflikte jeder Art und jeder Größenordnung – ein Potpourri, dem höchstens die nicht sehr aufregende Tat sache zu entnehmen ist, dass hierzulande – wie anderswo auch – oft Allzumenschliches im Spiele ist, dass es auch hier manchmal ungerecht zugehen

kann. Die pathetische Anklägerpose, mit der das alles vorgebracht wird, könnte man komisch finden – wenn man sich nicht darüber ärgern müsste, dass eine Chance vertan wurde, sachkundig den Fällen nachzugehen, die mit politischer Repression – die natürlich in jedem, auch in einem demokratischen Staat möglich ist – tatsächlich etwas zu tun haben könnten. (Verlagsgenossenschaft, Zürich 1976.)

